



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Medicus, Fritz: Zum siebzigsten Geburtstage Otto Liebmanns

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In diesem Fall hatte die magyarische Regierung übrigens eine besonders unglückliche Hand. Wegen „Aufreizung gegen die magyarische Nation“ unter Anklage gestellt war ein Artikel, der nichts enthielt als eine nicht besonders geschmackvolle, aber absolut harmlose Lobpreisung des schwäbischen Volksstammes. Der Artikel stammte von einem ungarischen Militärarzt — dem wegen desselben nichts geschah — und auch das Gericht erster Instanz erkannte auf Freisprechung, nachdem der Staatsanwalt selbst erklärt hatte, daß in dem Aufsatz nichts von Aufreizung enthalten sei. Erst der höheren Instanz blieb es vorbehalten, das verdammende Urteil auszusprechen, welches von der Königl. Kurie in einer Sitzung von fünf Minuten bestätigt wurde. Solche Dinge dürfen nicht mehr oft vorkommen, sonst werden die magyarischen Chauvinisten erleben, daß die jetzt noch weitverbreitete politische Indifferenz der schwäbischen Bauern in politischen Eigensinn umschlägt. Diesen politischen Eigensinn — im guten wie im schlimmen — haben fast alle württembergischen Fürsten im Kampf mit der Landschaft (Vertretung der Stände) kennen gelernt und dem König Wilhelm dem Ersten von Württemberg hat er die Klage abgepreßt: „Das erste Wort, das der Schwabe ausspricht, heißt ‚Noi, etta‘“. Wie diesem seinem König gegenüber einst Ludwig Uhland „das alte gute (landständische) Recht“ verfocht („das Recht, das uns Gesetze gibt, die keine Willkür bricht“), so sind auch unter den Schwaben Ungarns Männer bereit, für das durch keine Untreue verwirkte alte gute Recht zu kämpfen, das unter der Ägide des ritterlichen und gerechten Deaf festgesetzt worden ist, das Recht, das den Ungarn jeglicher Nationalität und jeglicher Konfession den ungestörten Genuß dieser Güter zusichern und die Möglichkeit freundiger und aufopfernder Mitarbeit am Wohle des Staats geben wollte und hätte geben können.



Zum siebenzigsten Geburtstage Otto Liebmanns

Von Fritz Medicus in Halle a. S.



Am 25. Februar vollendete Otto Liebmann sein siebenzigstes Lebensjahr. Seit dem Herbst 1882 wirkt er als ordentlicher Professor der Philosophie in Jena. Vorher schon hatte er die üblichen drei Stufen der akademischen Laufbahn an den Universitäten Tübingen und Straßburg durchgemessen. Die begriffliche Klarheit und die künstlerische Form seiner Vorlesungen hat in der langen Zeit seiner Lehrwirksamkeit eine gewaltige Schar von Studenten in seine Hörsäle gezogen, und viele, die seinen Geburtstag wissen oder ihn in diesen Tagen durch die Presse erfahren, werden in Gedanken zurückkehren nach dem großen Auditorium im ersten Stock des alten Jenaer Kollegiengebäudes, oder welches immer die Stätte gewesen sein mag, an der sie sich von ihm haben führen lassen durch

die Subtilitäten der Logik, durch die Intuitionen und Hypothesen der Metaphysik, durch die Systeme und Systemversuche der großen Denker vergangener Zeiten. Und mit ganz besonderem Danke erinnert sich wohl auch mancher, wie es der Schreiber dieser Zeilen tat, der „Philosophischen Besprechungen“, die Liebmann ungemein sicher zu leiten und höchst instruktiv zu gestalten weiß.

Aber trotz der sehr großen Erfolge, die Liebmann als Lehrer der akademischen Jugend gehabt hat und hat, kann man nicht sagen, daß der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit das Katheder wäre: Liebmann gehört zu denjenigen, die ihre Eroberungen weit über die Grenzen ihrer Universität hinaus ausgedehnt haben: Ein gut Teil der Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist von seinem Wirken bestimmt worden; viele Tausende, die kaum je seinen Namen gehört haben, haben durch mannigfache Vermittlungen Anteil gewonnen an den geistigen Werten, die seine Arbeit zum Besitztum unserer Zeit gemacht hat. Als er zum erstenmal literarisch hervortrat, sah es um die Philosophie, sowohl auf den akademischen Lehrstühlen wie im breiteren Publikum, ganz anders aus als heute. An den Universitäten war von philosophischer Energie wenig zu merken; die Philosophie war kraftlos geworden, matt und ihrer selbst ungewiß. Im großen Publikum aber war die Zeit des Materialismus, die Zeit der dogmatischen Metaphysik eines proletenhaft gesunden Menschenverstandes, der mit süffisanter Gelassenheit die größten Worte auszusprechen liebte. Diese Popularphilosophie war es mehr noch als die schwächliche Kathedervissenschaft, die der damaligen Zeit ihre von Liebmann richtig erkannte philosophische Aufgabe stellte: die Überzeugung, daß „das Wesen der Dinge schwerlich so flach ist wie die Mehrzahl der Köpfe, die ihm auf den Grund gekommen zu sein glauben“, mußte zu allernächst klar ausgesprochen und begründet werden. Gelang dies, so war damit der ungeschlachte Materialismus in seinem innersten Heiligtum angegriffen, und zugleich war den müde gewordenen Überbleibseln ernster Philosophie ein kräftiger Lebensantrieb zugeführt. Ein paar Rufer in der Wüste hatten sich bereits in ähnlichem Sinne vernehmlich gemacht; auch ein wirklich Starker war unter ihnen: Runo Fischer. Ihm trat Liebmann als der erste kampfgewaltige Bundesgenosse an die Seite. Seine Schrift „Kant und die Epigonen“, die er als Fünfundzwanzigjähriger veröffentlichte, hat im genauesten Sinne das Signal gegeben für eine große, weit über Deutschlands Grenzen hinaus wirkende geistige Strömung. „Also muß auf Kant zurückgegangen werden“ —: ungezählte Male sind diese lapidaren Worte, die in jenem Buche am Schlusse jedes Kapitels stehen, wiederholt worden; sie haben ihren Eindruck nicht verfehlt.

Die Erkenntnistheorie war das erste Hauptthema der Arbeiten Liebmanns. Erkenntnistheorie allein konnte den Materialismus gründlich besiegen. Erkenntnistheorie allein konnte auch der unsicheren, verzagten, müden Art des nicht-materialistischen Denkens wieder Selbstgewißheit und Selbstvertrauen geben. Aber Liebmann war kein bloß formaler Geist. Er ist nie gewillt gewesen, in grauen Abstraktionen stecken zu bleiben; die Abstraktion war ihm nie Selbstzweck.

War ihm doch auch die erkenntnistheoretische Aufgabe vom Leben gestellt worden — vom Leben, das ihn umgab, und das er zu verstehen vermochte.

Ein paar Jahre nach seiner Habilitation kam der große Krieg: als Freiwilliger ist der Tübinger Privatdozent bei den preußischen Garderegimenten mitgezogen; er hat auch jetzt verstanden, was die Forderungen des Lebens waren. Einst hatte er während der einjährigen Dienstzeit die Strapazen der Promotion zum Doctor philosophiae auf sich genommen: er wußte es schon, daß man — daß wenigstens er Philosoph und Soldat zugleich sein konnte. Sein prachtvolles Belagerungs-Tagebuch „Vier Monate vor Paris“ gibt Zeugnis davon, wie er im Felde das, was er sah und hörte, in der Tiefe seines reichen Innenlebens verarbeitet hat. Als Denker und Dichter hat er des Königs Rock getragen; nicht als ein solcher, der in den Stunden der Muße der rauhen Wirklichkeit entfliehen will, sondern als einer, der mit den Dingen, die ihm auf seinem Lebensweg begegnen, ringt, der nicht bloß bereit ist, den letzten Herzensschlag fürs Vaterland hinzugeben, sondern der auch wissen will, was er mit seinem todesmutigen Kämpfen letzten Endes tut und warum er es tut.

Bald nach dem Friedensschluß wurde Liebmann an die wiedergewonnene Universität Straßburg berufen. Dort entstand sein erstes großes Buch: „Zur Analyse der Wirklichkeit“ — ein umfassendes Werk, das die Hauptgebiete der Philosophie in eingehenden Einzeluntersuchungen behandelt. Es ist ein System der Philosophie, das jedoch — etwa im Sinne des Kantischen Kritizismus — die systematische Form ablehnt. Den Anfang macht wieder die Erkenntnistheorie; sie hat grundlegende Bedeutung. Denn wenn das Buch auch keine systematische Architektonik aufweist, so ist es doch etwas ganz anderes als eine Sammlung von Essays. Es hat seinen „logischen Plan“, und dieser fordert zum Anfang die Erkenntnis-kritik oder Transzendentalphilosophie. Aber das philosophische Interesse wendet sich dann, nachdem die entscheidenden formalen Richtlinien gezogen sind, den konkreten Problemen zu, — wie ja auch Kant einst ein „System“ in Aussicht gestellt hatte, das der lediglich propädeutischen „Kritik“ folgen sollte, freilich nicht zur Ausführung gekommen ist. Wer die Eigenart der kritischen Philosophie kennt, wird ohne Schwierigkeit verstehen, daß die Natur das erste konkrete Problem sein mußte, das sich dem Denker stellte, der seine Zeitgenossen auf Kant hingewiesen hatte: das Problem der Natur ist am allerunmittelbarsten mit den Fragestellungen der Transzendentalphilosophie verknüpft. So nehmen denn in der „Analyse der Wirklichkeit“ die naturphilosophischen Probleme den breitesten Raum ein; sie waren damals in der Tat am allerwichtigsten für den, der sich zu einer festen philosophischen Überzeugung durchringen wollte. Auch das zweite Hauptwerk Liebmanns, die „Gedanken und Tatsachen“, deren erstes Heft die nächste Publikation nach der „Analyse“ war, handelt in seinem ersten Bande von naturphilosophischen Problemen.

War also die Erkenntnistheorie dasjenige Feld gewesen, auf dem sich Liebmann die ersten dauernden und für das allgemeine Geistesleben hoch-

bedeutsamen Verdienste erworben hat, so war die Naturphilosophie das zweite Gebiet, das er in tiefgreifender Weise bearbeitet hat. Aber er ist hier nicht stehen geblieben; er hat weiter tätigen Anteil genommen an der Vertiefung der philosophischen Kultur des Zeitalters. Nach längerer, nur durch einige kleinere Publikationen unterbrochener Pause erschien 1899 die „Weltwanderung“ und bald darauf der zweite Band der „Gedanken und Tatsachen“ — Werke, die wieder prinzipiell Neues zu sagen haben: das ethische Problem ist erheblich über das in der „Analytis“ Gesagte hinausgeführt, und das Problem der Geschichtsphilosophie ist zum erstenmal in zusammenhängender, an originalen Gesichtspunkten reicher Weise behandelt. Vernunft und Liebe treten Verehrung fordernd als die beiden Mächte hervor, die den Menschen über sich selbst erheben, die den Sinn des Daseins in sich schließen. Dies ist das dritte Hauptthema der Philosophie Liebmanns.

Überblickt man so das Schaffen Liebmanns, so sieht man, daß er nie stehen geblieben ist. Mit seinen Arbeiten ist immer auch sein Ziel vorwärts gerückt. Und ganz erstaunlich ist die Sicherheit, mit der er seinen philosophischen Weg gegangen ist: er hat nichts zurückzunehmen gehabt von dem früher Gesagten. Die späteren Auflagen seiner Werke sind hin und wieder erweitert; aber nur selten ist ein Satz verändert, und nirgends greifen die Veränderungen tief. In aller Entwicklung hat er derselbe bleiben können, der er war, als er 1865 zum erstenmal in der literarischen Welt auftrat. Mit einem tiefen und fruchtbaren Gedanken hat er seine Schriftstellerlaufbahn begonnen, und diesen Gedanken hat er mit eiserner Energie festgehalten, hat ihn durchgedacht und sich dann den neuen Problemen zugewandt, die sich gerade dadurch stellten, daß jener zu Ende gedacht war: so führte ihn der Weg mit einer Art dialektischer Notwendigkeit von der Erkenntnistheorie zur Naturphilosophie und weiter zur Ethik und Geschichtsphilosophie; doch so, daß die Themata der früheren Jahre ihr Interesse und ihre Bedeutung nicht verlieren: noch in den um die Jahrhundertwende erschienenen Heften der „Gedanken und Tatsachen“ sind erkenntnistheoretische und naturphilosophische Probleme behandelt.

Daß Liebmann in solcher Weise die vor langen Jahren geschriebenen Werke auch heute noch festhalten kann, verdankt er vor allem der strengen Selbstzucht, mit der er von Anfang an gearbeitet hat. Es entspricht gewiß der Wahrheit, wenn er im Vorwort zur ersten Auflage der „Analytis“ versichert, er habe sich (nur schwer zu dieser Vermehrung der philosophischen Literatur entschlossen. Er haßt die laute, reklamesüchtige, leere Betriebsamkeit des Schwägers. Auch auf dem Katheder ist jedes Wort erwogen. So meisterhaft er zu reden weiß: man merkt es ihm immer an, daß er den hohen Wert des Schweigens durch lange Jahre hindurch erprobt und das Schweigen lieb gewonnen hat. Darum erscheint er als sein (im höchsten Sinne vornehmer Charakter. Schon in der Schrift „Kant und die Epigonen“ fordert der Fünfundzwanzigjährige von jedem wahren Philosophen eine „immer und überall fragende“ Geistes-

verfassung, „eine ernste, ruhige Versenkung — intensive Besonnenheit“; die Aufgabe sei, „die Summe dessen, wodurch die Zeit bewegt wird, erst nach allen Seiten durchzuleben, ehe der spekulative Gedanke das Fazit ziehen kann“. Stets offenen Blickes, aber schweigsam ist Liebmann seinen Weg gegangen: allen Gestalten des Lebens hat er Auge und Ohr geöffnet, die vielseitige Gründlichkeit seiner Bildung ist wahrhaft erstaunlich.

In diesem Reichtum der geistigen Interessen zeigt er eine gewisse Verwandtschaft mit seinem Meister Kant, wenn er auch eine etwas andere Synthesis der Elemente darstellt, vor allem, sofern er ein viel innigeres Verhältnis zur Kunst, zu allen Künsten hat. Liebmann hat sich zu jeder Zeit auch Kant gegenüber bei aller Verehrung doch völlig selbständig gewußt. Er ist nie im Zweifel darüber gewesen, daß er mehr als ein Jahrhundert später lebt als der Königsberger. Aber gerade weil Liebmann ein Mann der neuen Zeit ist, ein Mann, der sich von Anfang an die Aufgabe gesetzt hatte, seine Zeit zu verstehen, hat er sich um Kants Geistesart im höchsten Maße verdient machen können — weit mehr als die unfreien, slavischen, rabiaten Kantianer, die an Kant nichts Zufälliges, historisch Bedingtes sehen, sondern ihn mit seiner ganzen Existenz metaphysizieren und so zum „Ding an sich“ stempeln. Liebmann hat klaren Blick für das, was an Kants Werk überzeitlich ist. In den „Gedanken und Tatsachen“ sagt er einmal: „Sämtliche Einzeldoktrinen der Kritik der reinen Vernunft sind streitig oder zweifelhaft oder bereits widerlegt. Aber der ganze Standpunkt, der prinzipielle Grundgedanke des Werkes ist unveraltet und unsterblich.“ Und in der Gedächtnisrede, die er am hundertjährigen Todestage Kants in Jena gehalten hat, heißt es gegen Ende: „Wir wollen hoffen und wir dürfen glauben, daß der Geist der besonnensten Selbstkritik, der Geist der strengen Gewissenhaftigkeit, der Geist des kategorischen Imperativs, der Geist der reinen Vernunft, der Geist Immanuel Kants in der Menschheit unvergänglich weiterleben werde!“

Am Schluß dieser Kant-Gedächtnisrede steht ein Gedicht — sieben Stenzen, die noch einmal künstlerisch zusammenfassen, was die vorangegangene Rede ausgeführt hat. Es ist nicht das einzige Mal, daß Liebmann mit Versen an die Öffentlichkeit getreten ist: die schon erwähnte „Weltwanderung“ (aus dem Jahre 1899) ist ein ganzes Bändchen von Gedichten; auch in das Belagerungs-Tagebuch und in die „Gedanken und Tatsachen“ sind Gedichte eingestreut. Es versteht sich, daß diese künstlerischen Erzeugnisse in besonderem Maße Liebmanns Persönlichkeit dem Leser nahe bringen: in einer Sprache, deren hohe Vornehmheit einen Grundzug seines ganzen Wesens spiegelt, redet der Dichterphilosoph von dem, was ihn in der Tiefe seines persönlichen Seins berührt hat. Nicht bloß philosophische Themata werden angeschlagen. Die Gedichte im Kriegstagebuch reden von Kampf und Tod, von Erlebnissen auf Posten, von der Freude des Sieges — freilich niemals im bloßen Soldatenton, immer zugleich in der Weise dessen, der in der Wesen Tiefe trachtet. Auch nicht von jedem Gedicht der

„Weltwanderung“ würde man, wenn man ein jedes einzeln nimmt, sagen können, daß es philosophischen Charakter trage: man nehme z. B. das innige Gedicht „Waldrätsel“, voll zartesten Naturgefühls, oder das Gedicht „Wittkind“, das uns das Ende der Sachsenkriege miterleben läßt. Nimmt man freilich das Buch, in dem sie stehen, als Ganzes, und versteht man es als Weltwanderung, so werden auch diese Gedichte durch den Zusammenhang, in den sie eingefügt sind, philosophisch bedeutungsvoll, und sie gewinnen die eigentümliche Bedeutung, die sie an ihrem Orte haben, gerade durch ihre ungebrochene Unmittelbarkeit, gerade durch die Abwesenheit der Reflexion. Gegen Schluß steigert sich die „Weltwanderung“ zu gewaltigen Hymnen auf die höchsten Lebenswerte. Vernunft und Liebe, die wir als die letzte und höchste Aufgabe des Philosophen kennen gelernt haben, sind auch das größte Thema des Dichters Liebmann.



Hellas und Wilamowitz

Von Kurt Hildebrandt



Unter unseren bedeutenden klassischen Philologen sind nur sehr wenige, die es nicht verschmähen, auch auf einen weiteren Kreis von Laien zu wirken und die klassische Kunst in der heutigen Gesellschaft zu beleben. v. Wilamowitz-Moellendorff ist einer der wenigen, die den Willen und das Talent zu einer solchen Wirkung haben. Ob seine Wirkung in der Richtung einer von uns erhofften geistigen Kultur liegt, das ist eine Frage, die wir nicht bejahen zu können glauben, trotz aller Zustimmung, die Wilamowitz aus Kreisen der nicht nachprüfenden oder kritiklosen Laienwelt zum Teil erfahren hat.*)

Verwerflich scheint mir schon das Programm des Wilamowitz in seinen Übersetzungen griechischer Tragödien: „Meine Übersetzung will mindestens so verständlich sein, wie den Athenern das Original war; womöglich noch leichter verständlich.“ Die Athener empfanden den Stil des Aischylos als dunkel, erhaben und hart. Aber das ist nicht der Geschmack des Wilamowitz, er findet ja, daß Dante „etwas Barbarisches“ an sich trägt. Unsere größten

*) In dem „Jahrbuch für die geistige Bewegung.“ Verlag der Blätter für die Kunst, Ausgabe: Otto v. Holtten, Berlin, das in kurzem erscheinen wird, habe ich mich über diese Frage ausführlich ausgesprochen. An dieser Stelle kommt es mir vor allem auf eine kurze Zusammenfassung leitender Gesichtspunkte an, sowie auf eine gedrängte Übersicht über die bedenklichsten Fehler, soweit sie mir für einen unbefangenen Beurteiler unbestreitbar zu sein scheinen.